

Ein Leben auf Abruf im Wartsaal

Literatur Anna Felders Erstling «Quasi Heimweh» von 1970 dokumentiert nicht nur ein wichtiges Kapitel Schweizer Migrationspolitik – er ist auch literarisch ein Meisterwerk.

Charles Linsmayer

Bald sind 50 Jahre vergangen, seit das Schweizervolk am 7. Juni 1970 die Schwarzenbach-Initiative mit 54 Prozent Mehrheit ablehnte. Andernfalls wäre der Anteil der ausländischen Wohnbevölkerung auf 10 Prozent reduziert worden und hätten 350 000 Ausländer das Land verlassen müssen.

Im April 2020 erscheint bei Orell Füssli das Buch des 1970 in Aarau geborenen italienischen Journalisten Concetto Vecchio, das schon mit seinem Titel «Cacciateli! Quando i migranti eravamo noi» – «Jagt sie fort! Als wir die Migranten waren» nicht nur die Tendenz gegen Matteo Salvini und Co. verrät, sondern auch die Stossrichtung einer gnadenlosen Abrechnung mit der damaligen Ausländerpolitik der Schweiz.

Es ist daher begrüssenswert, dass der Limmat-Verlag auch «Quasi Heimweh» – «Tra dove piove e non piove», den 1970 erschienenen Erstlingsroman der 1937 geborenen Schweizer Autorin Anna Felder neu verlegt, die als Tochter eines Schweizers und einer Italienerin jene Jahre, als Tausende von Emigranten um ihre Existenz bangten, hautnah miterlebte und mit ihren Buch nicht nur authentisch davon Zeugnis ablegt, sondern zugleich einen der bedeutendsten Romane der jüngeren italienischschweizerischen Literatur präsentiert.

Mit Italienisch auf der Stör

Im Mittelpunkt steht eine junge Italienerin, die im Auftrag Italiens den Italienerkindern zusätzlich zum Schweizer Schulbesuch italienische Sprache und Kultur vermitteln soll, um sie auf die Heimkehr vorzubereiten. Wie eine Hausiererin zieht sie von Seon nach Küngoldingen und von Döttingen nach Zurzach, «mit einer vollen Mappe und einem Gefolge von Lausbuben».

Die Freude an der Arbeit und die Geborgenheit in einem kleinen italienisch-schweizerischen Freundeskreis lassen Italien in den Hintergrund treten, und schon bald ist die Mamma mit ihren Kalbshaxen mit Marsala und mit ihrer Angst, der mit der Tochter in Aarau weilende Sohn



Anna Felder, hier in ihrer Wohnung in Aarau im letzten Jahr, hat 1970 eine humorvoll-verschmitzte Liebeserklärung an die Schweiz geschrieben. KEYSTONE/A

Gianni könnte ihr aus der Schweiz «so eine verrückte Schweizer Bohnenstange» ins Haus bringen, nur noch blasse Erinnerung.

Gino lässt Fabio vergessen

Auch das Bild des stillen Fabio, eines Menschen «so ganz aus einem Stück», in dem man die eigentliche grosse Liebe der jungen Frau vermuten kann, hält der Faszination des Schweizers Gino Berger, einem «Riesenkerl mit schwarzen buschigen Brauen» nicht stand, obwohl der verheiratet ist und eine Tochter hat. Bei fast zufälligen Begegnungen, versteckten Heimlichkeiten und ein paar Wanderungen geht von ihm allerdings ein Zauber aus, der es ihr, als er am Ende fast unbemerkt wieder aus ihrem Leben verschwindet, schwer macht, darüber hinweg-

zukommen. Das Verhältnis der jungen Lehrerin zur Schweiz ist ambivalent. Zum einen nimmt sie die unsichere Lage der Gastarbeiter und ihrer Familien durchaus wahr – «wo gibt es das wieder, so ein Land wie dieses, wo du auf Abruf im Wartsaal lebst und nur an den Augenblick denkst, bis du wieder fortgehst ...» –, und dann und wann leitet sie durchaus auch deren sprachlosem Zorn ihre Stimme: «So ist es, siehst du, in der Schweiz zu leben! Es heisst Würigen und Herunterschlucken ... Sie schliessen um Mitternacht, Polizeistunde, und ausserdem bist du ein Tschingg und hast nichts zu sagen, vor allem nicht auf Deutsch ...».

Zum andern aber registriert sie auch, wie schnell die Integration gelingen kann, wenn sie die Italienermädden, von den Eltern

wie kleine Bräute aufgemacht, den Schweizer Kindern alles «mit- und nachplappern» hört und sie nicht einmal mehr imstande sind, ihr auf Italienisch zu sagen, wo ihr Schulzimmer ist.

Bethli, Fräulein Wullschleger

Genau besehen ist der Roman auf weite Strecken eine humorvoll-verschmitzte Liebeserklärung an die Schweiz, repräsentiert in zwei, drei Figuren, deren Darstellung bei aller satirischen Brillanz etwas Herzlich-Liebenswertes hat.

Bethli zum Beispiel, die Verlobte von Gianni, dem Bruder, ist eine quirlige kleine St. Gallerin, Büroangestellte mit verkehrten Körpermassen und zu knappen Kleidern, die pfeift, wenn sie traurig ist und sich, emanzipiert, wie sie ist, nicht zu schade ist, mit einem «Tschingg» zu gehen.

Ihr Name und all die andern verkleinerten, von Eveli über Estherli bis Mariannli, tönen für die Italienerin «so leicht, mit Schmetterlingsflügeln, leicht und luftig und leichtlebig, alle ein wenig flatterhaft und süss wie Bethlis Eigensinn». Spröder, aber in ihrer kuriosen Art nicht weniger liebenswürdig ist das pedantische Fräulein Wullschleger, das die Italienerin auf die generalstabsmässig vorbereitete Schullehre begleitet und das am Ausflugsort «nur langsam an dem Bier-Becher nippt, damit sich die Kinder daran ein Beispiel nehmen und mit Bedacht an ihrem Eis schlecken.»

Kinder im Mittelpunkt

Überhaupt die Kinder: ob italienische oder schweizerische, sie liefern den poetischen Bodensatz dieses bildkräftigen Leh-

rinenbuchs. Da ist Caterina, ein Gastarbeiterkind, das im Kinderhospital unter Quarantäne gesetzt wird und von der Lehrerin von einer Terrasse aus durchs Fenster begrüsst wird, traurig und starr vor Verlassenheit: «Caterina bewegte sich nicht, aber die Augen hatte sie offen, zwei nasse Tintenklexe, manchmal drehte sie sie ein wenig zu uns herüber, mehr war vielleicht zu schmerzhaft, aber sie sagte es nicht, sagte kein Wort, weinte auch nicht.»

Die hübscheste Episode aber ist jene, wenn die Erzählerin auf der Strasse den zu einer Traube zusammengebundenen Mädchen und Buben der Kinderkrippe begegnet. Wie eine Blumengirlande kommt ihr die Gruppe vor, «eine Doppelreihe kleiner Wackelgreise, in Tücher, Windeln, nasse Gummihosen verpackt», bis einer stürzt und alle durcheinanderpurzeln und sich schliesslich mühsam wieder aufrappeln. «Dann begannen sie aufs Neue langsam vorzurücken, ohne den Kopf zu wenden, weil es doch schwierig war, das Gleichgewicht nicht zu verlieren, und schoben sich so in Stössen weiter, stockend und überschwappend, wie von einem Engel vor sich hergeblasen, der den Schluckauf hat.»

Migration – damals und heute

Ein Roman voll Glück und Unglück, Freude und Humor, farbig und lebendig in seinen Bildern und Formulierungen, nach wie vor frisch in der 50-jährigen deutschen Übersetzung von Federico Hindermann. Authentisch in seiner Wahrnehmung und Beurteilung zwischen Tragik und Verfehlung, Ängsten der einen und Hoffnungen der andern Seite und umgekehrt, immer aber Raum lassend für eine Dimension, die das Menschlich-Allzumenschliche in den Verhaltensweisen wahrnimmt und benennt. Ohne den Stab zu brechen über eine Zeit, die der Konfrontation mit dem Komplex Emigration und Fremdenfeindlichkeit am Ende mindestens so gut gewachsen war wie die heutige.

Info: Anna Felder, «Quasi Heimweh», aus dem Italienischen von Federico Hindermann, Nachwort von Alice Vollenweider, Limmat Verlag 2019, 220 Seiten, 32 Franken.

Schwieriges Verhältnis zum Heimatland

Musik Seit Jahrzehnten ist sie für viele Menschen die Stimme Griechenlands. Ihr Markenzeichen ist eine schwarze Brille. Am Sonntag wird Nana Mouskouri 85 Jahre alt.

Das monumentale Herodion Amphitheater unterhalb der Akropolis war fast voll, als am 26. September Nana Mouskouri auftrat – die wohl weltweit bekannteste griechische Sängerin. «Es sind mehr als 60 Jahre vergangen und ich bin wieder da», sagte sie den etwa 5000 Zuschauern.

Nach dem Konzert waren vor allem ältere Menschen gerührt. «Sie erinnert uns an unsere Jugend», sagten sie. Aber auch jüngere waren begeistert. Vor allem

als Nana Mouskouri in ihrer Muttersprache sang. Was seit Jahren selten vorkommt, da sie in der Schweiz lebt und nur noch gelegentlich nach Griechenland reist und dann auf Griechisch singt.

Mouskouri wurde 1934 auf Kreta geboren. Mit drei Jahren zog sie mit ihrer Familie nach Athen. Als Teenagerin bekam sie den ersten Gesangsunterricht. Nach den schwierigen Jahren des Zweiten Weltkrieges und des griechischen Bürgerkrieges ging es nach oben: 1959 gewann Nana Mouskouri mit dem Liebeslied «Kapou yparchei i agapi mou, ma denn xero pou» (Übersetzt etwa: «Irgendwo lebt der Mann, den ich lieben werde, nur ich weiss nicht wo») den ersten Preis des griechischen Gesangswett-

bewerbs. Die Sängerin wäre aber vielleicht nie weltweit bekannt geworden, wenn nicht der Jazz-Musiker Quincy Jones auf sie aufmerksam geworden wäre. Mit ihm hatte sie in den USA einen ersten kleinen Erfolg mit dem Album «The Girl From Greece Sings».

Sie sang unter anderem in Tourneen auch mit Harry Belafonte. Mouskouri wurde zunehmend auch in Europa bekannt. Ihr wohl grösster Hit: «Weisse Rosen aus Athen». Über Jahrzehnte hinweg blieb sie eine der beliebtesten Sängerinnen der Welt.

Mouskouri hat unzählige LPs und CDs verkauft. Vergangenes Jahr gab es ein neues Album mit dem Titel «Forever young».



Die Sängerin Nana Mouskouri anlässlich einer Veranstaltung in Berlin im Jahr 2012. ZVG

Auch für Politik interessierte sich die Musikerin: In den 90er Jahren wurde sie für die konservative griechische Partei Nea Dimokratia ins Europäische Parlament gewählt. Nach dem Ende der Legislaturperiode gab sie auf: «Ich war von der Politik enttäuscht», sagte sie immer wieder. 1993 wurde sie Unicef-Botschafterin.

Ihrem Land ist die Sängerin sehr verbunden, obwohl sie eine Enttäuschung erlebte: «Ich hatte mich bereit erklärt, an der Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele 2004 von Athen teilzunehmen. Man hat mir aber gesagt, ich passe nicht ins Konzept», sagte sie damals der griechischen Presse verbittert.

Takis Tsafos, dpa